

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

11.11.1923 (No. 45)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 45



11. Nov. 1923

R. Preisendanz / Neue Literatur zur Antike.

Die Teilnahme für die Antike hat in den letzten Jahren nicht gelitten. Trotz allen zielbewußten Versuchen gewisser Schulrichtungen, ihren Einfluß zugunsten anderer, mehr aufs Praktische, augenfällig Nützliche gerichteter Disziplinen oder einseitig betonter Pflege der deutschen Sprache und germanischen Altertumskunde zurückzudämmen. Trotz der Gefahr, von den Rädern der Maschinen und Apparate einer ganz technisch eingestellten Moderne totgefahren zu werden. Noch lebt die Antike, in ihren idealstarken Innenwerten ein erfreuliches Gegengewicht unseres devijenschwelgenden Mammonismus. Aber mehr als je muß sie streben, sich mit guter Literatur auch der Breite nach durchzusetzen. Die Verhältnisse haben es bewirkt, daß der Besucher öffentlicher Büchereien nicht mehr auf die Menge scheinbar oder wirklich zweck- und sinnlosen Philologenkleinkrams stößt wie früher, wo jeder Sachartikel ganze Dissertationen gewidmet wurden. Die haben in den letzten Jahren starke Beschränkung erfahren zum Vorteil einer reicheren, allgemein wirksamen und verständlichen Literatur: ihre Klassikerausgaben und selbständigen Monographien bedeuten wichtige Faktoren für die Erhaltung des antiken Gedankens. In seiner Propaganda hat sich eine wesentliche Änderung vollzogen. Nach mancher Seite hin. Da sind zunächst die berufenen Verlagsfirmen, die fast ihr ganzes Betriebskapital opferten, stark in den Hintergrund getreten. Die Pflege des reinen Idealismus macht sich schlecht bezahlt, wirft geringe Rente ab. Verlage wie B. G. Teubner, Weidmann und Weichert können ihre vordem so sorglos süppig produzierten philologischen Erscheinungen nur mit größter Vorsicht und allerhand Unterstützung in geringstem Umfang fortführen. Selbst sonst so gangbare Unternehmungen wie die Klassikerausgaben der Bibliotheca Teubneriana, die vielgelesenen Bücher von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, die schöne Schriftenreihe „Erbe der Alten“, sie alle, früher in der Hand jedes Stud. phil., machen das Schiff nicht mehr flott. Ihre Verlage warten besserer Zeiten. Eugen Diederichs, der durch Jahre erfolgreiche Wirksamkeit für die Antike entfaltet hat mit einer Bibliothek moderngerichteter Nachschöpfungen griechischer und römischer Weltliteratur, wandte sich neuen Zielen zu. Dafür übernahmen andere Firmen die Aufgabe einer Popularisierung des antiken Erbes. Nicht im Nebenberuf, mehr im Nebenbei. Die Zentralisierung hat verloren.

Dennoch: das letzte Jahrzehnt hat mancherlei Schönes und Wertvolles gezeitigt. Der frische Geist, der durch das Schaffen der Modernen auch auf diesem Felde weht, weist neue Bahnen, wirkt mächtig für die Antike. Das wohl am stärksten, wo sie selbst zu Worte kommen darf: in zeitgenössischer Nachdichtung. So konnte die von Thassilo v. Scheffer neu verdeutschte Ilias von 1913 jetzt in zweiter Auflage erscheinen; im gleichen Verlag (Propyläen, Berlin) kam v. Scheffers ästhetisches Werk „Die Schönheit Homers“ 1921 als

glanzvoll ausgestatteter Großquartband heraus. An 30 reizvolle Vasenbilder begleiten den Stoff, den Hugo Steiner in tadelloser Type gesetzt hat, durchs ganze Buch; eine famose Wiedergabe des Bostoner Homeros steht weisevoll am Eingang. Th. v. Scheffer will eine Lücke füllen: nur der Dichter soll reden und für sich zeugen. Die Wissenschaft mit ihren zahllosen, weniger gelösten als ungelösten Problemen spricht hier nicht laut, schwingt nur im Unterton mit, dem Eingeweihten allein hörbar. Was Hermann Grimm für die Ilias auf zu breiter Basis, Willy Pastor in ein paar zu kleinen Essayskapiteln versucht hat, das schlägt sich bei Scheffer in einem Werke nieder, das maßvoll den Ton trunkenen Überschwanges vermeidet und in erhobener, oft erhabener Sprache ohne leere Schönrednerei zu den innersten Werten des Dichters von Ilias und Odyssee hinführt. Schließlich sollte jeder von sich aus den Weg zur Schönheit Homers finden. Das weiß auch Scheffer: drum läßt er die Dichtung selbst reichlich für sich reden, zum Schluß hin räumt er ihr gar ganze Seitenlängen ein: „Keine Worte über Homer können die Wirkung seiner Verse erreichen.“

So hat der Graphiker E. R. Weiß auf jedes Begleitwort verzichtet, als er dem Tempelverlag eine zweibändige Odyssee besorgte, die linksseitig den von W. Nestle betreuten Urtext, rechts die „auf Grund der Übersetzungen von J. H. Voss bearbeitete“ Nachdichtung bietet. Man hat so bequem beide Fassungen parallel vor sich, der genießende Laie und Liebhaber kann nach Lust und Vermögen in billiger Lektüre wechseln. Des Eindrucks vermag man sich auch wieder hier nicht zu erwehren: solange nicht die neue Nachdichtung Homers geschaffen ist, wird man sich eben trotz manchen Fortschritten moderner Übersetzer in sprachlichen und ästhetischen Einzelheiten immer noch beim altväterischen Voss am schnellsten heimisch fühlen. Die beiden Bände zeichnen sich durch glänzenden Druck und geschmackvolles Seitenbild aus.

Der Mitarbeiter von E. R. Weiß hat sich durch seine bei E. Diederichs 1908 und 1922 erschienene Übersetzung der Fragmente vor-sokratischer Philosophie auch in weiten Kreisen seinen Namen gesichert. Jetzt legt er im gleichen Verlag die Fortführung seiner Arbeit vor: „Die Sokratiker in Auswahl“ übersetzt von Willy Nestle (Zena 1922). Die orientierende Einführung in diese erstaunlich bunte Welt von Bruchstücken der Philosophie sokratischer Schulen (Kyniker, Kyrenaiker, Megariker, Akademiker und Peripatetiker, ohne Platon und Aristoteles selbst) zeigt die hervorragende Güte aller Arbeiten Nestles: gedankliche Schärfe und Klarheit verständlicher Darstellung. Eine Menge von Philosophen versammelt sich hier, die der Laie kaum dem Namen nach kennt. Aber die Fülle von Geistesblitzen, Aphorismen, paradoxen und in ihrer natürlichen Wahrheit über-raschender Sätze läßt Seite um Seite immer wieder aufs neue stannen

— die Ehrfurcht vor diesen antiken Quellenbohrern wächst ins Ungemeßene beim Gedanken, daß sie eigentlich nur zu den Mittläufern und Bearbeitern gehören, die sich im Glanze der Großen, Platon und Aristoteles, sonnen. Das Buch, Fundgrube anregendster und fruchtbarster Gedanken, reiht sich seinem Vorgänger, den vollständigeren Vorjokratikern, ebenbürtig an und läßt mit Spannung auf die verheißenen „Nachjokratiker“ hoffen.

Heiterer als diese nicht selten höchst desperat und pessimistisch philosophierenden Herren sagte Mit- und Nachwelt die Wahrheit ins Gesicht der „ungezogene Liebhaber der Grazien“, um den sich auch Thajillo von Scheffer annahm. Der Vorgang Cottas, der 1910 durch die Tübinger Hermann Fischer und Wilhelm Schmid „Aristophanes Werke“ nach Ludwig Seegers glänzender Übersetzung neu herausbrachte, veranlaßte Georg Müller zur Nachfolge: er übernahm (jetzt Propyläenverlag) die gleiche Nachdichtung in seine „Klassiker des Altertums“ und ließ die einzelnen Komödien durch Th. v. Scheffer mit kurzem Vorwort und den unentbehrlichsten sachlichen Anmerkungen versehen. Der hohe selbständige Wert des Seegerischen Kunstwerks findet immer größeren Beifall neben Droysens sogen. „Klassischer“ Nachdichtung. Aber fast durchweg übertrifft Seeger seinen Vorgänger so entschieden, daß er eigentlich allein der deutsche Aristophanesübersetzer heißen muß. Sein dialogischer Plantanus liest sich weit süßiger als Droysens Trimeter; die wichtigen Absichten und Effekte des griechischen Originals finden bei ihm keinerlei Hemmungen durch geschraubte Wortstellungen; unter ihnen leidet Droysens Humor. Seegers Einfühlung in die Lyrik der Chorlieder wie in die Witze und Pointen der Aristophanischen Komödie bleibt gleich bewundernswert: kein Schaden also, wenn wir jetzt zwei Neuauflagen dieser Nachdichtung besitzen, von denen sich die Cottasche durch die inhaltsreichen Begleitworte ihrer Herausgeber, die der Propyläen, durch gefälligeren Geschmack auszeichnet.

Um gleich bei der Komödie zu bleiben: ein wirkliches Literaturereignis für Leser weitester Kreise bedeutet der große Plantanus der Propyläen. Schon als Buchwerk eine ganz hervorragende, erstaunliche Leistung des Verlags: wohl das gesamte Kunstmaterial zur späteren Komödie dient dem Werk als überreicher Schmuck, ein nicht hoch genug zu schätzender Vorzug, der die vier Bände schon an sich begehren- und kaufenswert macht. Und dann der Inhalt eine erste genießbare deutsche Gesamtausgabe des Plantanus mit ganzen 21 Stücken! Es ist, als bekäme man, zweifellos der Nichtfachmann (aber auch nicht zu viele Philologen verstehen Plantanus im Original) jetzt erst eine rechte Vorstellung vom Werk dieses heute so gut wie unbekannt gewordenen Dichters. Und man wird staunen über die Fülle von Sati und Kraft: beruht auch alle Handlung aus zusammengeflochtenen griechischen Vorlagen, unendlich viel ureigenes, unverfälscht Italisches spricht doch aus jeder Szene. Und namentlich aus den Witzen und Pointen: aber hier liegt vielleicht der schwache Punkt des Übersetzers, Ludwig Gurlitt (München) der ominöse Punkt, an dem ihn die Zunftkritik schon gepackt hat. Gurlitt verfiel mit hartnäckiger Systematik eine sehr unheilige Ansicht: der Plantanustext,

an dessen Lücken und Verderbnissen so viele weltfremde Gelehrte Schiffbruch gelitten hätten (und tatsächlich haben), viele unverständliche Stellen der Überlieferung, sie seien nur zu erfassen, wenn man sie als derbe Jote erkenne und deute. Für Gurlitt ist die Erotik der Sexualfall, das Obizöne — alles meist humoristisch gewendet — der Schlüssel zum Verständnis des Plantanus. In einem besonderen Buch, *Erotica Plantina* (G. Müller), hat er seine eigenartige Ehrenrettung des Römers auf wissenschaftliche Formel gebracht. Mag er damit zu weit gegangen sein, die Übersetzung, natürlich keine Konfirmationslektüre, wirkt nirgends sittlich anstößig, sie füllt aber eine breitklaffende Lücke in unserer Übersetzungsliteratur so aus, daß sie Leser aus beiden Lagern, Philologen wie Liebhaber, völlig befriedigt. Man hat das unmittelbare Gefühl bei dieser Unmasse von anregendem Stoff: hier ist die Lebensarbeit zweier schöpferischer Geister verankert; das geniale Kontaminationswerk des Übersetzers und die genialische Nachschöpfung des deutschen Übersetzers, die weitesten Kreise die Größe des Vorbildes zur Erkenntnis bringt.

Das alles liegt weit, weit ab von dem pretios-vornehmen Kunstwert des hellenischen Chorlyrikers, den Franz Dornseiff in starkem Eigentum einer modernen Verehrergemeinde nahe zu bringen versucht. Ein schwieriges Unterfangen. Pindar — wie viele, und nicht die schlechtesten, haben schon mit der spröden Sprache seiner „obischen Lyrik“ gerungen. Und wie wenige mit dem Erfolg des Sieges. Goethe hat sich immer wieder mit ihm beschäftigt, Höderlin hat ihn eifrig nachgestammelt. Es ist nicht leicht, sich Pindar in Herz und Seele zu lesen. Unsere Zeit, die im Sport alles Heil sieht, müßte eigentlich diesen Festdichter auf Wettspielsieger besonders begünstigen. Ja, fänge er nur banaler und hätte diese agonalen Spiele des antiken Mittelalters nicht zugleich höchsten religiösen Einschlag. Nein, der kultische Sakralkton Pindars liegt dem Fußballmatch des modernen Europa schlechterdings nicht. Für die heutige Praxis scheidet er völlig aus. Selbst mit der Wiedergabe Dornseiffs, die alle früheren Übertragungen an Fähigkeit, Pindar zu erschließen, übertrifft. Sie verzichtet auf metrische Form, legt dafür den geistigen Gehalt des Wortes und Satzes in eine unaufdringlich rhythmisierte Sprache: so fällt der Zwang, Worte in gegebenes Schema zu pressen, fort, und die Musik fehlt der Sprache doch nicht. Dem unverständlichen Wortschwall älterer Übersetzer setzt Dornseiff die klavoll schwingende Diktion eines affektfreien Pathos voll klarer Verständlichkeit entgegen: so wird jedem endlich deutlich, wo das Ewige in Pindars Melos und Lyrik liegt, wo die uns oft genug veritose Klein-Mythologie, wo die uns kühl lassenden Privatangelegenheiten des antiken Festgedichtbestellers ihr Wesen treiben. Für all das Uninteressante entschädigt immer wieder ein beseligender weltgültiger Satz im Ewigkeitston: hier setzt Dornseiffs lichtvolle Kunst tief eindringlichen Nachfühlers mächtig wirksam ein und zeigt, wie sehr sie ihrer schweren Aufgabe gewachsen ist. Das Buch, mit glänzender Orientierung des Pindarischen Werks und allen nötigen Anmerkungen zu den einzelnen Oden versehen, vom Inselverlag in einwandfreiem Geschmack gedruckt, wird dem Pindarforscher nützlich, dem Liebhaber unentbehrlich sein.

Franz Hirtler / Emanuel Schwobtalers Umwege. Erzählung.

I.

„Brasilien ist ein reiches und schönes Land“, sagte Emanuel Schwobtaler, „aber für unsereinen ist kein Glück dort zu finden! Jetzt kann der gute Theobald schon im Kanal sein. Die Seekrankheit wird ihn recht still machen, und vielleicht denkt er an das, was ich ihm gesagt habe. Das erste Heimweh wird er auch schon spüren. Ich hab immer gemeint, man solle bei den Seinen bleiben und dem Schicksal nicht Gewalt antun wollen. Aber der Theobald glaubt, er sei gescheiter als jeder, der Erfahrung hat, und wandert aus! Bei uns, sagt er, sei nicht viel zu holen. Nun wollen wir sehen, was er sich dort drüben holt!“

Der Löwenwirt, der die Samstagabendgäste am runden Tisch gern mit seiner Gegenwart beehrte, hatte mit nicht nur geschäftsmäßiger Teilnahme zugehört. Er erhob sich rascher, als man ihm zutrauen konnte, und nahm eine große Weltkarte des Norddeutschen Lloyd von der Wand. Die Weingläser wurden zur Seite geschoben, und die Gäste des runden Tisches beugten sich über das Kartenblatt, das die Fliegen von den heißen bis zu den kalten Zonen gleichmäßig geträpelt hatten.

„Bremen!“ sagte der Schuhmachermeister Kaltenbach und deutete auf den schwarzen Punkt, von dem aus die dicken Stränge der Schifffahrtslinien quer durch die Nordsee und den Kanal liefen.

„Wie geht nun die Reise?“ fragte er Schwobtaler, den bewanderten Schreinermeister.

Der zog einen zierlichen Bleistift aus der Tasche und erklärte:

„Hier liegt Antwerpen, hier Liverpool! Den Weg bin ich seinerzeit gefahren. Lissabon, Madeira! Ich hab nicht viel davon gesehen. Dann geht's hinüber nach Rio. Eine feine Stadt, mir ist's wie ein Traum, daß ich einmal dort war. Aber der Theobald kann nicht lang hier verweilen. Nach Süden in den Staat St. Catharina will er. Das ist schon außerhalb der heißen Zone, wie Ihr seht. Immerhin ist's dort noch so warm wie in Italien, bei Neapel etwa. Aber Urwald, nichts als Urwald hat es dort . . .“

Er erzählte von den ungeheuren Wäldungen in jener Wildnis und von ihren Eigenarten. Blasius Hugelmann, der Schmied, der Theobalds Geschäft übernommen hatte und noch nicht lange der Samstaggesellschaft im Löwen angehörte, fragte verwundert,

warum Schwobtaler denn nicht drüben geblieben wäre in dem paradiesischen Land.

Schwobtaler trank einen Schlud Barnhalter und gab bereitwillig Auskunft:

„Es ist mir herzlich schlecht gegangen drüben. Und eigentlich hatte ich das verdient. Denn mich trieb nur der Geldteufel hinüber. Ich meinte, in einem halben Duzend Jahren könnte man dort reich werden und dann mit fünfvieltausend Milreis, so heißt der brasilianische Taler, heimkehren und etwas Großes anfangen. Aber so geht es nicht da drüben. Zwanzig Jahre lang muß man es wenigstens treiben, bis man so weit ist. Zwanzig Jahre verlorene Zeit! Man verzichtet auf alles, was das Leben ein wenig verschönt, auch auf Heimat, auf Gesellschaft — nur wegen der Aussicht auf das Geld! und was für ein trübseliges Geschäft ist dort die Farmerei! Ich habe es mitgemacht. Erst mußte eine Hütte gebaut werden, ein Blockhaus aus unbehauenen Stämmen, darin wohnten wir nicht anders als die Wilden. Dann ging es an das Waldschlagen. — Das ist harte Arbeit, sag ich Euch. Bis so ein Morgen Urwald niedergelegt ist, kann es einem sauer werden. Wenn die Stämme und das Unterholz dann zwei drei Wochen gelegen haben, wird die ganze durcheinandergeworfene Herrlichkeit angezündet.“

„Angezündet?“ fragte der Schuster. „Hat denn das Holz keinen Wert?“

„Nein, dort, wo der Ansiedler hingehet, ist es wertlos. — Gestrüpp und Äste verbrennen zu Asche. Die Baumstämme verkohlen nur ein wenig. Man läßt sie liegen und beginnt mit dem Pflanzen. Mais, Maniok und Tabak. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie die Pflanzungen aussehen. Kein Vergleich mit unseren Ädern. Un ebenen ungepflügten Boden mit angekokelten Baumstämmen übersät. — Dann geht es an das Unkrauthacken. Das war nichts für mich und es soll mich wundern, wenn es der Theobald aushält. Ich hatte schon nach einem Jahr genug, ließ mir von meinem Kompagnon meinen Anteil herauszahlen und bin mit dem Geld, das gerade zur Überfahrt reichte, wieder heimgefahren nach Deutschland. Das bisschen Geld, das mir die Eltern hinterlassen hatten, war nun dahin, aber die Erfahrung, die ich drüben gewonnen hab, war soviel wert.“

„Das glaub ich. Eine halbe Weltreise wars!“ sagte der Kaufmann Schindler, der seine Augen in Südamerika spazieren gehen ließ. „Wenn ich solch eine Karte betrachte, wird mir immer wehmütig ums Herz. Ich stand auch schon einmal am Hamburger Hafen und dachte daran, übers große Wasser zu gehen. Aber ich bekam den Schwung nicht. Daran war natürlich ein Frauenzimmer schuld. Das ist ja immer so: die Weiber machen einen seßhaft, man sitzt daheim und bleibt abgesperrt von dem großen Glück, dem man draußen auf allen Straßen begegnen kann.“

Er seufzte. Die Meister lächelten ein wenig. Sie wußten, wie fest Schindlers Frau ihn am Strange hielt.

Schwobtaler klopfte dem kleinen Männchen auf die Schultern:

„Nein, das ist auch nicht richtig, Schindler! Auch Sie würden enttäuscht werden und gern wieder heimfahren. Was für ein Glück kann man finden, wenn man durch alle Erdteile und Weltmeere reist? Kein anderes als das, das einem auch hierzulande begegnen kann! Also warum dann gleich um die ganze Erdkugel herum? Sie können Ihr Glück auf dem Weg von hier nach Wühl finden. Aber nur eins ist zu mecken: man darf nie spekulieren, das heißt man soll dem Glück nicht auflauern, nicht es überlisten oder ihm Gewalt antun wollen, sondern tun, was einem der Tag gebietet und dabei natürlich Augen und Ohren offen halten. Ich sag es noch einmal, man soll nie spekulieren und schlaue Pläne machen, denn sehr, solchen Glücksjägern geht es meistens schlecht, während derjenige, der nichts erzwingen will, das Glück findet, das zu ihm paßt!“

Der Wöbentwirt schüttelte den Kopf.

„Ist das die Lehre, die Sie Ihrem Erstgeborenen geben wollen, wenn er einmal so weit ist, daß er es verstehen kann? Damit kann er nicht viel anfangen. Das heißt doch: man soll alles dem Zufall überlassen. Nicht? Er hat es freilich nicht nötig, da er sich in ein gutes Nest hat legen lassen.“

Schwobtaler lächelte froh, als er an seinen Erstgeborenen dachte, der ihm vor wenigen Tagen geschenkt worden war.

„Natürlich, werd ich ihm das sagen! Zufall? Entweder ist alles sinnloser Zufall, oder es gibt gar keinen Zufall. Also soll jeder tun, was er für recht und gut hält, und nicht spekulieren. Den glücklichen Zufall fängt auch der Theobald nicht ein. Denn der läßt sich nicht fangen.“

Die Kellnerin hatte Karten gebracht, aber keiner der vier Männer schien Lust zum sonst üblichen Zegospiegel zu haben. Es lag anregende Plauderstimmung über der kleinen Gesellschaft, die die alte Art eines

kleinstädtischen Stammtisches in die neue Zeit herübergerettet hatte. Sie waren alle noch gute Weuerner, die der fragwürdige Geist der Fremdenindustrie noch nicht verwirrt hatte, obwohl sie von dem Weltbadeort her, zu dem ihr Dorf unter dem Namen Lichtental jetzt gehörte, damit reichlich überschwemmt wurden.

Die Lampe über dem runden Tisch wurde eingeschaltet. Ihr grün abgedämpfter Schein lag auf den Köpfen der Männer. Schindlers Glase glänzte und wob eine Art Heiligenschein um sein Dulderhaupt. Die bunte Weltkarte befand sich im hellsten Schein der Lampe, und rings um die Länder der Erde standen mit funkelndem Inhalt die Weinbecher.

Der Meister Schwobtaler fühlte sich von dem unausgesprochenen Wunsche seiner Freunde gedrängt, zu erzählen, und da er wußte, daß er einen Kreis von Zuhörern um sich hatte, der seinem Wort gern lauschte und ihn verstand, legte er die Pfeife in den Aschenteller und agte:

„Von da drüben, von Brasilien, brauche ich nichts mehr zu erzählen. Unser Freund Theobald wird hoffentlich noch in diesem Jahr von sich hören lassen, dann kann darüber geredet werden. In Frankreich, Italien und Spanien bin ich ja auch gewesen, es fällt mir aber nichts ein, was ich euch nicht schon erzählt habe . . .“

„Erzählen Sie doch einmal“, unterbrach ihn der neue Schmied Blasius Hugelmann, „wie Sie zu Ihrem Sach' gekommen sind, wenn Sie nicht spekuliert haben! So von selbst, über Nacht, wird es nicht geworden sein, daß Sie das Geschäft vom alten Frisch erhellten und seine Tochter obendrein.“

„Freilich, ganz von selbst ist das nicht gekommen. Ich hab mich zur rechten Zeit geregt und dem Schicksal die Deichsel gehalten, wenn es nötig war. Aber daß ich als armer Schreinergefell hier mein Glück fand, das verdank ich nur dem Nichtspekulieren. Verstehet wohl: es ist mir nicht in den Sinn gekommen, mit aller Macht darnach zu trachten, einmal solch einem Geschäft vorstehen zu können, wie ich es jetzt habe, und eine Frau zu finden wie die meine, die nicht nur eine Dreingabe bei der Firmengründung ist, sondern die Hauptsache. Hätte ich dies alles im Sinn gehabt, so wärs mir sicher nicht gelungen, und ich hätte Dummheiten begangen.“

Wenn wir das Zegospiegel heute liegen lassen wollen, kann ich einiges davon verlauten lassen für den Fall, daß es Euch recht ist.“

„Ist uns ganz recht!“ sagte der besinnliche Schuster und griff nach seinem Glase. Hugelmann, der Schmied, strich sich den Bart und schielte nach den Karten, die er an diesem Abend doch nicht ganz entbehren wollte. Schindler bestellte ein Fläschchen Freyersbacher Sprudel, um sich nicht am unvermischten Wein zu übernehmen. Schwobtaler wünschte einen alten Marktgräster, den der Wöbentwirt sogleich selbst holte.

„Dort, wo dieser Wein gewachsen ist, droben im Oberland, beginnt meine Geschichte“, fing er an, als der Wirt sich zur Tafelrunde gesetzt hatte. „Vor drei Jahren freilich, als ich in Freiburg in der Arbeit stand, kommt ich den guten Tropfen nicht oft versuchen. Ich war ein Handwerksgefell, der seine Arbeit mit Lust und Geschick verrichtete, aber wenig Geschrei von sich machte. Das Spekulieren war mir seit der Geschichte in Brasilien vergangen. Ich war so zufrieden, als es eben ein Mensch sein kann, der zu warten versteht. Sorglos lebte ich in den Tag hinein. Als einmal das Frühjahr kam, trieb es mich aus der alten schönen Münsterstadt fort, ich hatte eine Sehnsucht nach Dörfern und Landstraßen. Es ist ja gar nicht wahr, was so viele sagen: daß die Zeit, da die Handwerksburschen durch das Land walzten, vorüber sei. Wer es will, kann jetzt noch so frühlich auf die Walz gehen wie zur Postkutschzeit. Die Landstraße hat immer noch ihre Reize.“

So zog ich also durch die Jähringerstraße aus der Stadt. Ich wollte zunächst nach Lahr, dort einen Freund besuchen, und dann weiter nach Zell im Harmsbachtal, wo ich wieder arbeiten wollte. Ich hatte sichere Aussicht auf eine gutbezahlte Stelle in jenem Städtchen und trug den Brief des dortigen Meisters Brüberlein unter dem Hutfutter. Durch Denzlingen und Emmendingen marschierte ich wohlgenut mit meinen wenigen ersparten Talern im Brustbeutel.

Ich rastete eine Weile auf der schönen Brücke, an der zur Erinnerung an den Dichter Goethe geschrieben steht: Alles ist Übergang zur Heimat hin, welcher Spruch mir sehr gut gefiel. Eine leere Kutsche nahm mich mit bis Renzingen — es gibt doch noch freundliche Leute auf den Landstraßen. Die Automobile scheinen freilich nicht von Menschen gelenkt zu werden, sondern von Teufeln. Daher auch ihr Gestank. Kein Landstraßentippler kann diese Dinger leiden.

Von Renzingen ab hatte ich einen Kameraden, der mit mir wanderte, einen von der Sorte, der man nie trauen kann. In der Herberge

stahl er mir ein Paar Schuh' und verschwand. Das war ein Tagdieb und gar kein richtiger Handwerksbursche. Ich hatte von ihm aber doch das eine gelernt, wie man sich in Schul- und Pfarrhäusern ein Mittagessen verdienen kann ohne viel Mühe: nämlich mit Geschichten erzählen. Denn viele der Herren Lehrer und Pfarrer schreiben gern Geschichten für den Kalender oder für die Zeitung, und da kann ein wandernder Handwerksbursche manche kuriose Begebenheit beisteuern. Das war mir noch neu. Darum hab ich dem sauberen Bruder den Schandarm nicht auf den Hals gehegt und die Schuhe verschmerzt. Am dritten Tag kam ich in Lahr an bei meinem Freund. Das Reichswaisenhaus, das in ganz Deutschland die Pfenninge sammelt, steht stolz droben am Abhang des Altwaters, man möchte den armen Kindern kein anderes Heim wünschen. Weder von Schnupftabak, noch von Zichorie riecht man etwas in dem Städtchen. Dem hinkenden Boten, der dort daheim ist, begegnete ich nicht, ihn hatte der Frühling wohl auch auf die Walz getrieben. Im Stadtpark blühten die Fliederbüsche, die Schlüsselblumen und Veilchen. Wir stibipten ein Sträußlein zusammen für ein Mädchen — zu welchem Zwecke sind ja die Blumen da.

Mit einem Leiterwagen kommt ich bis Soelbach fahren, und von dort führt die Ludwigstraße durch die schönste deutsche Gegend. Ihr müßt nicht denken, daß ich geankert bin, wie einer, dem's preßiert. Noch drei Tage hatte ich Zeit bis zum ersten Mai, an dem ich in dem Zeller Geschäft die Arbeit aufnehmen sollte. Ich legte mich stundenlang an einen Wiesenabhang und schaute den Wolken zu, die darüber hingen.

Jetzt werdet Ihr denken, daß ich ein rechter Taugenichts war, der so die Zeit verträdelte. Aber seht, ich spekulierte nicht, sondern lebte fröhlich in den Tag hinein. Alles zu seiner Zeit! und: kommt Zeit, kommt Rat! dachte ich und hoffte, daß ich den goldenen Boden des Handwerks eines schönen Tags doch unter die Füße bekäme. Im Löwenwirthshaus auf der Höhe fand ich billiges Nachtquartier. Mir gefiel die Gegend so gut, daß ich noch nicht weiter wandern wollte.

In der alten Burgruine kroch ich herum und schaute, auf den höchsten Mauern sitzend, in das Land hinaus. Man hat von dort oben einen wunderbaren Ausblick in die Rheinebene, ins Schutter- und Kinzigthal und über den Schwarzwald hin bis zum Feldberg. Von den Tälern her leuchteten die blühenden Reispfelder wie gelbe Teppiche zwischen frischgrünen Feldern. Eines Nachmittags kamen lachende Schulkinder herauf mit ihrem Lehrer. Sie sangen ein Lied, das mir sonst nicht besonders gefiel, weil es mir zu süßlich klang, über das ich aber dort droben hätte weinen mögen vor Freude: O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön! Mit dem Lied und der Burg dort hat es, ich weiß nicht für eine Bewandnis. Der Lehrer erzählte den Kindern davon, ich aber hob es vergessen.

Mir wurde, als ich wieder allein um den Berg herumstrich, ein wenig verdrießlich zumut, denn mein Geld ging zu Ende, und ich mußte am folgenden Tag in die Werkstatt in Zell eintreten. Es traf sich aber, daß ich auf einem Bauernhof in Schönberg, dessen Häuser zerstreut dort liegen, helfen konnte beim Flicken eines Mühlrads, wofür mir der Bauer Essen und Unterkunft gab. Ich weiß jetzt selbst nicht mehr recht, wie das kam, daß ich es gar nicht eilig hatte, nach Zell hinunter zu kommen. Mir war, als müßte ich in diesem stillen Weltwinkel noch ein paar Täglein mit mir selbst, den Bäumen, Wolken und der Sonne Zwiesprache halten, ehe es wieder Zeit war für Hobel und Leinwand. Es ist immer eine üble Sache, wenn man sich vom Geben und Kommen lösen läßt. So weit war ich damals schon, daß mir der nicht mehr viel zu sagen hatte. Es war aber auch noch etwas anderes im Spiel, ich wills gestehen: das Schenk mädchen im einsamen Löwenwirthshaus hatt's mir angetan. Es war nichts Süßiges, ich tat ihr ein wenig schön, wie's der Brauch der wandernden Gesellen ist, und erzählte ihr vom Frühling in Südrol und von italienischen Räuberherbergen und noch von allerhand, bis sie mir einen Kuß gab. Es war ja Mai, und da kommt den Mädchen das Küssen von selbst, wenn ihnen ein Bursch tief in die Augen schaut. Mir selbst hat das liebe Kind viele Freude gemacht, sie gehört zu jenen Geroßedeter Tagen und der blauen Himmel. Noch jetzt höre ich den Klang der alten Spieluhr in der niederen Stube des Löwenwirthshauses. Sie dudelte fröhlich das alte Lied:

Der Maien, der Maien
Der bringt uns Blümlein viel.
Ich trag ein frei's Gemüte,
Gott weiß wohl, wem ich's will.

Der Apfelwein, von dem das Viertel sechs Pfennig kostete, schmeckte mir so gut wie Ihr Durbacher, Löwenwirt, den wir übrigens heut auch noch vermissen müssen. Wir wollen austrinken. Schindler, was machen Sie für ein Gesicht? Zum Wohl, Ihr Herren!"

„Zum Wohl!“

Der Schuhmacher trank und schmalzte mit der Junge, wobei es unentschieden blieb, ob dieser Ausdruck feinschmeckerischen Behagens dem Wein oder dem Mädchen galt. Der Spezereiwarenhändler Schindler blickte melancholisch in den indischen Ozean und goß sich Wasser in den Wein, ehe er trank. Er hatte heute seinen besonders trübseligen Tag und schaute nach der Uhr.

Schwobtaler nahm eine Priße aus der ihm vom Löwenwirt angebotenen Dose und fuhr fort:

„Wer weiß, wie lang ich noch dort oben geblieben wär', wenn sich nicht Regenwetter eingestellt hätte. Es war schon vierter Mai geworden, an dem Monika im Kalender steht. So hieß nun das Mädchen im Schönberger Pflanzhaus. Weil sie zugleich Namens- und Geburtstag feierte, mußte ich ihr etwas schenken, hatte aber nichts als einen kleinen zierlichen Taschenspiegel, den ich in Venedig gekauft hatte. Der gefiel ihr wohl. Am fünften zog ich talabwärts Wiberach zu. Zum Abschied gab mir die Moni einen Taler. Wir wußten beide, daß unsere Verliebtheit auf keiner Seite mißverstanden worden war. Alles zu seiner Zeit! Als ich die lange Straße hinunterzog, machte ich mir noch einige Gedanken über das Mädchen, das es so gut verstanden hatte, einem Handwerksburschen einige Frühlingstage zu verschönen und wünschte ihr einen tüchtigen Burschen zum Manne.“

Durch den trüben grauen Morgen marschierte ich die saubere, wasserharte Ludwigstraße hinunter dem Kinzigthal entgegen. Die Tropfen fielen von den regenfeuchten Bäumen auf meinen Hut und hinter meinen Halskragen. Als ich meinen Dattel zurechtstülpte, knisterte darunter der Brief des Meisters Brüberlein in Zell. Ich nahm ihn heraus, las ihn wieder und wurde bestürzt. Man schrieb den fünften Mai, und am ersten hätte ich dort die Arbeit aufnehmen sollen. Es war nicht zu hoffen, daß der Platz noch frei wäre. Ich hatte nur noch den Taler der Moni, der meinen Brustbeutel beschwerte, sonst wäre das Ledersäckchen mir oben herausgerutscht. Da war guter Rat teuer. Aber ich empfand keine Neue wegen meiner Bummelerei auf der Geroldsed und ging, während der Himmel sich aufhellte, auf geradem Pfad hinab an die Kinzig. Dort war eine Fähre, mit der man über den damals ziemlich hochgehenden Fluß gelangen konnte. Es war mir gar nicht darum zu tun, den Weg abzukürzen, der weit draußen zur Bücke hin und in großem Bogen ins Dorf führte. Es gelüstete mich, ein wenig über Wasser zu fahren. Daß ich wochenlang im Atlantischen Ozean diese Freude gekostet hatte, kam mir dabei nicht in den Sinn. Ich bin so einer, der jeden Tag meint, nun fange erst das Leben an. Mit vier oder fünf Touristen ging der Kahn hinüber, von einem jungen Mädchen gelenkt. Als wir drüben waren und die Fährjungfrau lächelnd die Zehner in Empfang nahm, die sie laut der verwitterten Inschrift an ihrem Hänschen zu beanspruchen hatte, fiel mir erst ein, daß ich außer dem Taler der Moni kein Geld mehr hatte. Ich nestelte also meinen Brustbeutel heraus und lehrte ihn um. Der Taler tat mir leid, weil er mir mehr wert war als dreihundert Pfennige. Ich hielt ihn zögernd zwischen Daumen und Zeigefinger und betrachtete ihn noch einmal wehmütig. Da lachte das Mädchen hell auf: Wenn es der letzte ist, dann stedeht ihn wieder ein! Dann ließ sie davon in ihr Hänschen hinein. Ich dankte dem guten Kind über den Gartenzaun hinweg und ging ins Dorf. Bald sah ich das Städtchen Zell vor mir liegen. Aus hohen Fabrikshornsteinen stieg Rauch senkrecht in die Luft. Mein erster Gang war ins Schreinergeschäft von Brüberlein. Ich fand es in einer Seitengasse und trat in einen dumpfen Hof. In einem alten Hintergebäude waren die Räume der Werkstatt, aus denen das lebhafteste Geräusch der Werkmaschinen drang. Da herrschte Hochbetrieb. In einem Schuppen waren fertige tannene Spindel angehäuft. Schlechte Arbeit wars, wie ich sofort feststellte. Eine spindel-dürre Frauensperson, eine Bierzigerin, kam aus der Werkstatt und fragte nach meinem Begehre. Ich sagte, daß ich den Meister Brüberlein zu sprechen wünschte. Der wäre schon lange tot, erklärte das spindel-nähege Weib, und in ihr sah ich die Witwe und Geschäftsinhaberin. Da zog ich den Brief hervor und nannte meinen Namen. Aus der Werkstatt guckten mit neugierigem Blick die Gesellen. Soja, kurrte sie, Sie sind der Schwobtaler! Warum waren Sie nicht zum Ersten da? Jetzt ist alles besetzt! Nichts zu machen —. Ich sagte nichts darauf. Ich hatte es ja vorausgesehen, und selbst wenn ich einen ernstlichen Entschuldigungsgrund für mein Verjümmis gehabt hätte, hätte er mir nichts genützt. Jetzt erst machte ich mir Gedanken, was nun zu tun wäre, und da ich nirgends einen Ausweg sah, entschloßte mich ein leichter Senfzer.

(Schluß folgt.)